

2

DER DIENST DER EHE

»Manche haben darüber nachgedacht und aus eigener Erfahrung erkannt, sodass sie daraus ein schönes, edles Sprichwort gemacht haben und sagen: ›Früh aufstehen und früh heiraten – das wird niemand bereuen.« Warum? Nun, daraus werden Menschen, die einen gesunden Körper, ein gutes Gewissen, Besitz, Ehre und Freunde behalten« (Martin Luther).¹²

Ich erinnere mich noch ganz genau an diesen einen Tag im Herbst 1989. Ich war Student an der Rice University, Mitglied eines Uni-Sportteams und frisch verheiratet. Ich war – wie schon Dutzende Male zuvor – von meiner Wohnung außerhalb des Campus zum Trainingszentrum gefahren. Doch diesmal würde ich nicht trainieren. Ich würde weder Gewichte heben noch joggen, noch Spielaufnahmen anschauen. Nein, diesmal hatte der Cheftrainer mich in sein Büro gebeten. Ein solcher Termin war ungewöhnlich. In der Regel bedeutete er, dass man sich Ärger eingehandelt hatte – großen Ärger. Aber ich hatte mir nichts zuschulden kommen lassen. Der Trainer wollte sich lediglich mit mir über meine Frau unterhalten.

Bridget war aufgrund von Komplikationen in ihrer ersten Schwangerschaft plötzlich ins Krankenhaus gekommen. Deshalb hatte ich ein Mannschaftstreffen verpasst. Als ich bei Coach Goldsmith im Büro saß, fragte ich mich immer noch, warum er mich zu sich gerufen hatte. Mir war klar, dass er wusste, warum ich beim

letzten Treffen nicht hatte erscheinen können. Ich wusste auch, dass bei mir alles in bester Ordnung war – sowohl im Studium als auch im Sport. Meine Noten waren gut, meine sportlichen Leistungen ebenfalls. Was war also das Problem?

Endlich kam der Trainer und setzte sich. Er lächelte breit; es konnte also nichts Schlimmes sein. Trotzdem war ich immer noch verunsichert. Er nahm meine Hand, schüttelte sie und sagte: »Na, dann mal herzlichen Glückwunsch!« Ich nahm an, dass er Bridgets Schwangerschaft meinte. Na schön – aber dafür extra ein Gesprächstermin? Wenn er sich mit uns freute, war das ja gut. Ich erwiderte seinen Händedruck. Und dann kam es.

Goldsmith lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fragte etwas unsicher: »Wie geht's dem Kind?« »Gut«, sagte ich, »danke der Nachfrage.« Er fuhr fort – und jetzt wurde es wirklich komisch –: »Ist es ein Junge oder ein Mädchen?« Nun war ich endgültig verwirrt. Was wollte er? »Es ist noch ein bisschen früh, um das herauszufinden.« Der Trainer richtete sich auf. »Warte mal, hat deine Frau nicht gerade ein Kind bekommen?« Jetzt ging mir endlich ein Licht auf. »Nein, Sir.« Ich musste etwas lachen, und erklärte ihm, dass Bridget Komplikationen bekommen hatte und ganz schnell zum Arzt musste.

Er antwortete nicht sofort, doch die Falte auf seiner Stirn war so tief, wie ich sie selten gesehen hatte. So durcheinander hatte ich ihn selbst dann nicht erlebt, wenn einer von uns an der Torlinie einen groben Fehler machte. Meinte er ...? Ich beugte mich etwas vor und fragte: »Meinten Sie etwa ...« Bevor ich die Frage beenden konnte, lehnte er sich zurück, sein Gesicht etwas verlegen, und sagte: »Na ja, ich hatte halt gedacht ...« Er ließ den Satz in der Luft hängen. Es gelang mir nicht ganz, meine Enttäuschung zu verbergen.

Bridget und ich waren erst seit ein paar Monaten verheiratet. Der einzige mögliche Grund dafür, dass Coach Goldsmith annahm, wir hätten schon so früh ein Kind bekommen, war, dass er dachte, unsere Hochzeit wäre das gewesen, was man im Süden der USA eine »Schrotflintenhochzeit« nennt: Der Vater der schwangeren jungen Dame drückt seinem künftigen Schwiegersohn eine Schrotflinte auf

die Brust und nimmt ihm das Versprechen ab, seine Tochter zeitnah zu heiraten.

Goldsmith wusste, dass ich ein bekennender Christ war. Aber wie alle anderen damals auch überraschte es ihn, dass ich so früh heiratete. Wahrscheinlich war es einfacher, sich vorzustellen, dass ich ein Mädchen geschwängert hatte und anschließend heiraten »musste«, als dass ein junger Mann, der noch sein ganzes Leben vor sich hatte, verrückt genug war, in dem Sommer zwischen seinem zweiten und dritten Studienjahr zu heiraten.

Der Trainer war teils erleichtert, teils etwas verlegen, als ich sein Büro wieder verließ. Er hatte sich nichts Böses gedacht, sondern hatte einem jungen Mitglied seiner Mannschaft Hilfe und Ermutigung anbieten wollen. Wahrscheinlich dachte er, dass ich aus lauter Scham kein Wort über Bridgets Schwangerschaft verloren hatte, weil ich doch meinen Glauben immer so betonte. Wir sprachen nie wieder über die Sache, sodass ich über seine Motive und darüber, was er anschließend dachte, nur spekulieren kann. Aber das war nur eine von vielen Begegnungen, die mir zeigten, dass die Leute einen durch kulturelle Normen verzerrten Blick auf meine junge Ehe hatten.

WAS IST NUR MIT DER EHE PASSIERT?

»Früher war es üblich, dass Männer und Frauen nicht lange nach ihrem Schulabschluss heirateten. Das war einmal.«¹³ So begann ein Artikel in *The Houston Chronicle* mit dem Titel *Singles in No Hurry to Marry* (»Singles haben es mit dem Heiraten nicht eilig«). Dieser basierte auf Untersuchungen, die zeigen, dass ein Drittel der amerikanischen Männer und ein Viertel der Frauen zwischen 30 und 34 unverheiratet bleiben – diese Zahlen sind fast viermal so hoch wie im Jahr 1970.¹⁴

Wir reden hier also nicht bloß über einen gesellschaftlichen Trend, das Heiratsalter junger Leute vom Schulabschluss zum Collegeabschluss anzuheben; wir reden von 30- bis 34-Jährigen. Es geht hier um mehr als den richtigen Heiratszeitpunkt. Wir erleben eine

tiefgreifende gesellschaftliche Wende in der Wertung der Ehe, die nicht länger als der normale Familienstand gesehen wird. Ich glaube, dass dieser Trend etwas noch viel Ernsteres verheißt – die massenhafte Ablehnung der Ehe als Institution.

In einem Artikel mit dem Titel *The Return of Patriarchy? Fatherhood and the Future of Civilization* («Die Rückkehr des Patriarchats? Vaterschaft und die Zukunft der Zivilisation») greift Albert Mohler, der Rektor des Southern Baptist Theological Seminary, diesen Gedanken auf, indem er schreibt:

»Es braucht eine Menge gesellschaftliches Kapital, um jungen Männern Mut zu machen, zu heiraten, und Männer jeden Alters anzuspornen, ihren Pflichten als Ehemänner und Väter nachzukommen. Das heute übliche Bild von dem ›guten Leben‹ für Männer – jedenfalls so, wie wir es in der dominierenden Medienkultur finden – hat keinen Raum für die vielfältigen Aufgaben des Vaterseins. Wenn Männer nicht mehr gebrandmarkt werden, wenn sie als Ehemann und Vater untreu sind, wird jungen Männern Ehe und Elternschaft nicht mehr viel bedeuten, und viele werden sie ganz meiden.«¹⁵

So eine Aussage erwartet man nicht unbedingt von einem Professor an einer theologischen Hochschule. Doch die Angst der Männer vor der Ehe ist ein ernstes und überaus folgenschweres Thema.

Pastoren und Theologen sind nicht die Einzigen, die so denken. David Popenoe vom National Marriage Project der Rutgers University formuliert es in seinem Artikel *The Future of Marriage in America* («Die Zukunft der Ehe in Amerika») noch präziser. Er stellt nicht nur fest, dass immer weniger junge Männer heiraten, sondern beschreibt auch den Niedergang der Institution Ehe insgesamt. Er legt erschütternde statistische Daten vor und schreibt dann:

»Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Institution der Ehe in den letzten Jahren weiter geschwächt worden ist. Vorbei ist

die Zeit, in der die Ehe die dominierende und einzig akzeptable Form des Zusammenlebens für Paare und Kinder war. Heute gibt es immer mehr ›Familiendiversität‹. Weniger Erwachsene sind verheiratet, mehr sind geschieden oder alleinstehend, und mehr leben unehelich zusammen oder ganz allein.«¹⁶

Dieser Trend hat sich in den vergangenen Jahren noch weiter verschärft. Wo man auch hinschaut, steckt die Ehe in der Krise.

»Am Dienstag, einen Tag nach den ersten gesetzlich anerkannten gleichgeschlechtlichen Trauungen in Kalifornien, kam es in dem Staat zu einem wahren Ansturm schwuler und lesbischer Paare auf Trauscheine.«¹⁷ Diese Meldung konnte man am 17. Juni 2008 auf Breitbart.com lesen. Mit einer knappen 4:3-Entscheidung des 9. Berufungsgerichts wurde der Wille der kalifornischen Wähler, von denen sich 61 Prozent in einer Abstimmung gegen die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Ehen ausgesprochen hatten, außer Kraft gesetzt und die »Homo-Ehe« in meinem Heimatstaat zur Realität gemacht. Der Bericht stellte fest, dass Analysten schätzten, dass etwa 51.000 der 102.000 gleichgeschlechtlichen Paare in Kalifornien im Laufe der nächsten drei Jahre heiraten würden; im gleichen Zeitraum würden voraussichtlich weitere 67.500 Paare von außerhalb des Staates heiraten.¹⁸

Angesichts des Vormarsches gleichgeschlechtlicher Ehen in zahlreichen US-Staaten schlugen viele Stimmen Alarm: »Das könnte das Ende der Ehe bedeuten!« Das Ende der Ehe als Institution, wie wir sie kennen, könnte aber auch aus anderen Gründen bevorstehen. Und es gibt eine ganze Reihe von Gründen, alarmiert zu sein.

EHE UND GESELLSCHAFTLICHER WANDEL

Diese Entwicklung weg von der Ehe ist auf jeden Fall alarmierend, vor allem im Licht der gesellschaftlichen Vorteile, die mit der Ehe verbunden sind. Erstens bringt die Ehe große Vorteile für

die Gesellschaft im Allgemeinen. Sie ist zum Beispiel »mit höheren Niveaus an Gesundheit und Zufriedenheit sowie weniger Alkohol- und Drogenmissbrauch bei Erwachsenen wie bei Teenagern verbunden.«¹⁹ Dazu ist die Ehe die möglicherweise größte wohlstandsfördernde Institution der Welt: »Verheiratete verdienen mehr, sparen mehr und bauen mehr Reichtum auf, verglichen mit Menschen, die Singles sind oder lediglich zusammenleben.«²⁰

Neben diesen Vorteilen für die Gesellschaft allgemein bietet die Ehe auch Vorteile für den Einzelnen, insbesondere für den Mann. So leben verheiratete Männer länger als Single-Männer, sind körperlich und psychisch gesünder und haben (weitverbreiteten Vorurteilen zum Trotz) ein erfüllteres Sexleben. Kurz: Die Ehe ist der beste Freund des Mannes.

Sie ist auch ein wichtiger Indikator für das Wohlergehen einer Gesellschaft. Es besteht ein umgekehrtes Verhältnis zwischen Ehe und Kriminalität. »In Gesellschaften, in denen die Ehe üblich ist, ist die Kriminalität deutlich niedriger.«²¹ Die Ehe ist auch das Beste, was eine Gesellschaft für das Kindeswohl zu bieten hat.²² Die Ehe ist das beste Gesundheits-, Bildungs- und Sozialministerium, das eine Gesellschaft haben kann. Eine Regierung kann Milliarden ausgeben und niemals die Effektivität der Familie auf diesen Gebieten erreichen.

EHE UND GEISTLICHE GESUNDHEIT

Die Ehe ist aber nicht nur für die Gesellschaft allgemein unverzichtbar, sondern auch für die Kirche. Wie der Wissenschaftler W. Bradford Wilcox anmerkt: »Die neuere Geschichte der Religion in Amerika zeigt etwas, das einem soziologischen Gesetz gleichkommt: Das Wohl der Religion in Amerika steht und fällt mit dem Wohl der intakten, ehebasierten Familie.«²³ Eine Gemeinde ohne gesunde Familien mit Ehemann und Ehefrau, die ihre biblische Funktion wahrnehmen, ist eine kranke Gemeinde.

Doch mehr noch: Die Ehe ist der maßgebliche Faktor dafür, dass die am schwersten zu gewinnende Bevölkerungsgruppe zur Kirche geht ... und zwar die Männer! Wie Wilcox feststellt:

»Die Verbindung zwischen Religionsausübung und Familienleben ist besonders bei den Männern ausgeprägt. Heutzutage ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mann regelmäßig den Gottesdienst besucht, wenn er nicht verheiratet ist und keine Kinder hat, um 57 Prozent geringer als bei einem verheirateten Mann mit Kindern. Frauen gehen mit 41 Prozent geringerer Wahrscheinlichkeit regelmäßig zur Kirche, wenn sie ledig und kinderlos sind. Die Ehe leistet mehr, als einen Mann und eine Frau aneinanderzubinden; sie bindet den Mann auch an eine christliche Gemeinde vor Ort.«²⁴

Trotz all dem gibt es immer noch eine gewisse Neigung (auch in Gemeinden) zur Verklärung des Single-Daseins. Es ist, als ob wir uns auf einem sinkenden Schiff befänden, dessen Deck voll von jungen Männern und Frauen ist, die ihre Freiheit feiern, Löcher in den Rumpf zu bohren.

Ich rede hier nicht von jungen Menschen, die Gott zu einem ehelosen Leben berufen und ausgerüstet hat. Gott sei gelobt für diese Menschen und das, was sie für den Leib Christi bedeuten. Nein, ich rede von jungen Männern und Frauen, die wissen, dass Gott sie nicht zur Ehelosigkeit berufen hat, aber die dennoch so lange alleinstehend bleiben wollen wie möglich. Sie sagen: »Ich bin sicher, dass Gott mir irgendwann den richtigen Ehepartner schicken wird«, aber bis es so weit ist, sind sie damit zufrieden, so viel Spaß wie möglich aus ihrem Leben herauszuholen – bevor jener Schicksalstag kommt.

Noch nie habe ich so viele junge Männer und Frauen kennengelernt, die den ehrlichen Wunsch haben, dem Herrn zu dienen, wie in den letzten Jahren. Die meisten von ihnen sind bereit, alles zu tun, was Gott von ihnen verlangt – solange das nicht bedeutet, dass sie wirklich erwachsen und sesshaft werden und ihre Kräfte in den

Dienst der Ehe stellen müssen. Ich benutze hier das Wort *Dienst* mit voller Absicht. Ich glaube, die Ehe ist ein Dienst, ein Amt. Leider ist es eines, zu dem sich heute nur noch wenige berufen fühlen. Es scheint geradezu so, als ob in manchen Köpfen die Ehe eine geringere Berufung darstellt als andere Dinge. Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein! Möglicherweise gibt es kein höheres Amt als die Ehe.

Mir ist klar, dass der letzte Satz viele in Erstaunen versetzen wird. Hat er wirklich gesagt, dass es möglicherweise kein höheres Amt gibt als die Ehe? Jawohl, das habe ich gesagt. Der naheliegende Einwand, auf den ein solcher Satz stößt, lautet natürlich: Aber was ist dann mit den Pastoren und Missionaren? Haben die nicht eine wirklich höhere Berufung? Ich habe mich lange mit dieser Frage auseinandergesetzt, und das Ergebnis ist, dass ich sagen muss: Nein, ich bin der Auffassung, dass die Ehe tatsächlich eine höhere Berufung ist.

Ich würde es so erklären: Was, wenn ein Pastor sich zwischen seinem Beruf und seiner Ehe entscheiden müsste? Was sollte er dann tun? Erwarten wir wirklich von einem Mann, dass er seine Frau und Kinder auf dem Altar seines geistlichen Dienstes opfert? Wäre ein solcher Mann dazu geeignet, Pastor zu sein? Und welcher Mann, der Gottes Ruf in die Mission verspürt, würde seiner Familie sagen: »Wenn ihr nicht mitkommt, geh' ich eben allein«? Das wäre doch wohl kaum denkbar.

Wer und was ein Mann als Diener des Evangeliums ist, hängt zu einem großen Teil davon ab, wer und was er als Ehemann und Vater ist. Die Beurteilung, wie gut er seinen geistlichen Dienst leistet, hängt mindestens zum Teil davon ab, wie gut er seine Pflichten in seinem Haus erfüllt. Ich halte die Frage, ob die Ehe oder doch der geistliche Dienst »wichtiger« ist, für genauso unnötig wie die Frage, ob das Essen oder das Trinken »wichtiger« ist. Beide sind absolut wesentlich. Was ich sagen will, ist letztlich einfach dieses: Es ist falsch, zu meinen, dass die Ehe »nicht so wichtig« sei wie der geistliche Dienst. Die Ehe ist ein geistlicher Dienst.